

Einleitung

Unter den archäologischen Wissenschaften ist die Provinzialrömische Archäologie (PRA) eine junge Disziplin; doch trotz ihrer Jugendlichkeit hat sie sich in den letzten Jahrzehnten zu einer fast unübersehbaren Weite entwickelt, die nach einer Reflektion ihrer methodischen Grundlagen verlangt. Als sie vor einem halben Jahrhundert begann, sich von ihren älteren Geschwistern, der Klassischen Archäologie, der Alten Geschichte und der Prähistorie zu lösen und als eigenständiges akademisches Fach zu profilieren, war deutlich, dass sie nicht als Disziplin „eigenen Rechts“ mit festen Grenzen existieren, sondern sich nur als Spezialisierung innerhalb der altertumswissenschaftlichen Traditionen und im Verbund mit naturwissenschaftlichen Disziplinen weiterentwickeln könnte. Seither nimmt sie zwischen dem Ende der schriftlosen Vorgeschichte (keltische Latènezeit) und dem Übergang von der romanischen Spätantike in das germanisch geprägte Frühmittelalter eine wichtige Brückenfunktion ein (Abb. 1).

Die Archäologie ist die Kunst, aus den durch Ausgrabungen geborgenen materiellen Hinterlassenschaften kulturgeschichtliche und historische Erkenntnisse von eigentümlicher Aussagekraft und Authentizität zu gewinnen; sie ist aber auch eine Kunst, diese Quellen zu Fragestellungen der Geschichte zu nutzen und zu einem stimmigen Bild unserer Lebenswelt zusammenzufügen. Die Erfolge „im Feld“ sind unübersehbar: Die Ausgrabungen am Limes, in den Römerstädten oder den Gutshöfen auf dem Land beeindruckten jeden, der für die Archäologie ein waches Auge und für die Geschichte ein offenes Ohr hat. Viele „Provinzialrömer“ sind pragmatisch mit all ihren

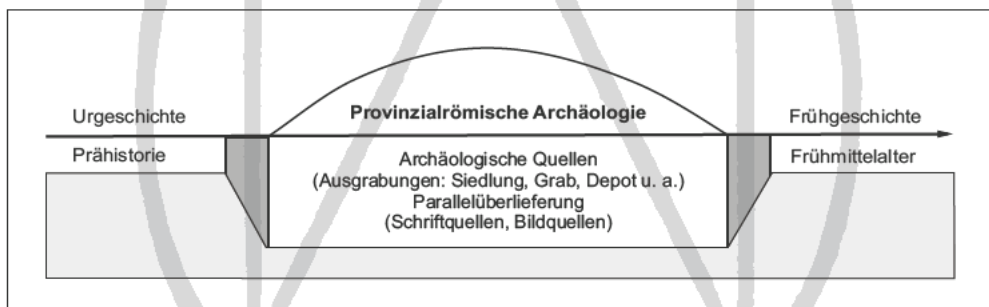


Abb. 1. Die Provinzialrömische Archäologie als Brücke zwischen der Ur- oder Vorgeschichte und dem Frühen Mittelalter.

1 G. Ph. Harsdörffer, Frauenzimmer Gesprächspiele Bd. II (Nürnberg, 1644–1657; Neudr. Tübingen 1968–1969) 259.

Kräften in die Praxis verstrickt und mit der Rettung bedrohter Denkmäler befasst in einer Zeit, die, wie keine andere jemals zuvor, das Land, einen Hektar um den anderen, verschlingt: Straßen, Fernleitungen, Wohngebiete, Gewerbegebiete zerstören archäologische Hinterlassenschaften im Boden, unwiederbringlich; nicht die intelligenteste Rekonstruktion vermag Verlorenes wiederherzustellen. Dabei produziert die Archäologie unüberschaubare Mengen an Funden und praktischem Wissen, doch die Problematik ihrer Methoden, wie man auf dem Weg von der Frage zur wissenschaftlich fundierten Erkenntnis und zu dem erwünschten Wissen gelangt, blieb bislang ausgeklammert. Das Sammeln, Bestimmen und Katalogisieren dieser Hinterlassenschaften und ihre Präsentation in den Museen alleine macht nicht den Charakter der Wissenschaft aus.

Die Forschung stützt sich auf Quellen eigener Art, nämlich auf die im Boden erhaltenen Reste menschlicher Spuren, die durch eine dichte Schriftüberlieferung ihrer Zeit ergänzt werden; das meint der Fachbegriff der „Parallelüberlieferung“. Dieser zufällig erhaltenen, durch die Bodenlagerung dezimierten und außerdem noch lückenhaft überlieferten Trümmerwelt gilt es, Einsichten abzurufen, die den Ansprüchen einer Wissenschaft genügen. Es ist die Kunst des Fachmanns, aus der Not eine Tugend zu machen. Um diese Quellen, die vorzüglich durch Ausgrabungen erschlossen werden, die Auswertungsmethoden und Ziele geht es in diesem Band, mit anderen Worten um den wissenschaftstheoretischen Boden, auf dem sich die provinzialrömischen Archäologen forschend bewegen.

Der zeitliche und räumliche Rahmen der Provinzialrömischen Archäologie, für die der Kürze halber das Initialwort PRA verwendet wird, ist sicher abgesteckt: Das römische Weltreich umfasst Orient und Okzident; es reicht von den „Säulen des Herkules“ (den Felsen Gibraltars) und der iberischen Halbinsel bis nach Armenien, Mesopotamien und Assyrien, und von Nordafrika bis nach Britannien und Schottland (Abb. 2). Als erste Provinz wurde *Sicilia* im Jahr 241 v. Chr. römischer Verwaltungshoheit unterworfen; als letzte kamen *Mesopotamia* und *Assyria* in der Regierungszeit Kaiser Trajans (98–117) hinzu. Die rund 45 außeritalischen Provinzen, die vom Senat und vom Kaiser zentral von Rom aus verwaltet werden, sind durch Sprache und Schrift, Zeitrechnung und Kalender, Recht und Verwaltung, Währung und Maß, Religion und Kult zu einem gewaltigen Kulturraum zusammengeschlossen. Das römische Bürgerrecht (*civitas Romana*), das der Kaiser den Provinzialen (vom Rechtsstatus des *peregrinus*, des Fremden) verleihen oder das sich der Untertan durch seinen Militäreinsatz für Rom erwerben konnte, schmolz die heterogene Masse der Kulturen, Völker und Stämme zu einer politischen Einheit und einer über Jahrhunderte stabilen Gesellschaft zusammen. Die Vielfalt schuf jene „Reichskultur“, die über ein halbes Jahrtausend, im byzantinischen Osten sogar noch 1500 Jahre Bestand hatte.

Dieser gewaltige Forschungsraum wird aus praktischen Gründen auf die lateinisch sprechenden „Nordprovinzen“ (Gallien, Britannien, Germanien, Raetien, Noricum und Pannonien) eingegrenzt und zudem auf die Kaiserzeit reduziert, also die Jahre des ersten Kaisers Augustus (27 v.–14 n. Chr.) bis zu den „letzten Kaisern“ des Westreichs, Iulius Nepos (474–475) und Romulus Augustus (475–476). Von gleicher Bedeutung sind jedoch auch die von der lateinischen Sprachkultur geprägten Provinzen entlang der nordafrikanischen Küste, wohingegen die Provinzen am Unterlauf der Donau, auf dem Balkan, in Kleinasien, im Orient und in Ägypten als vormaligen hellenistischen Eroberun-

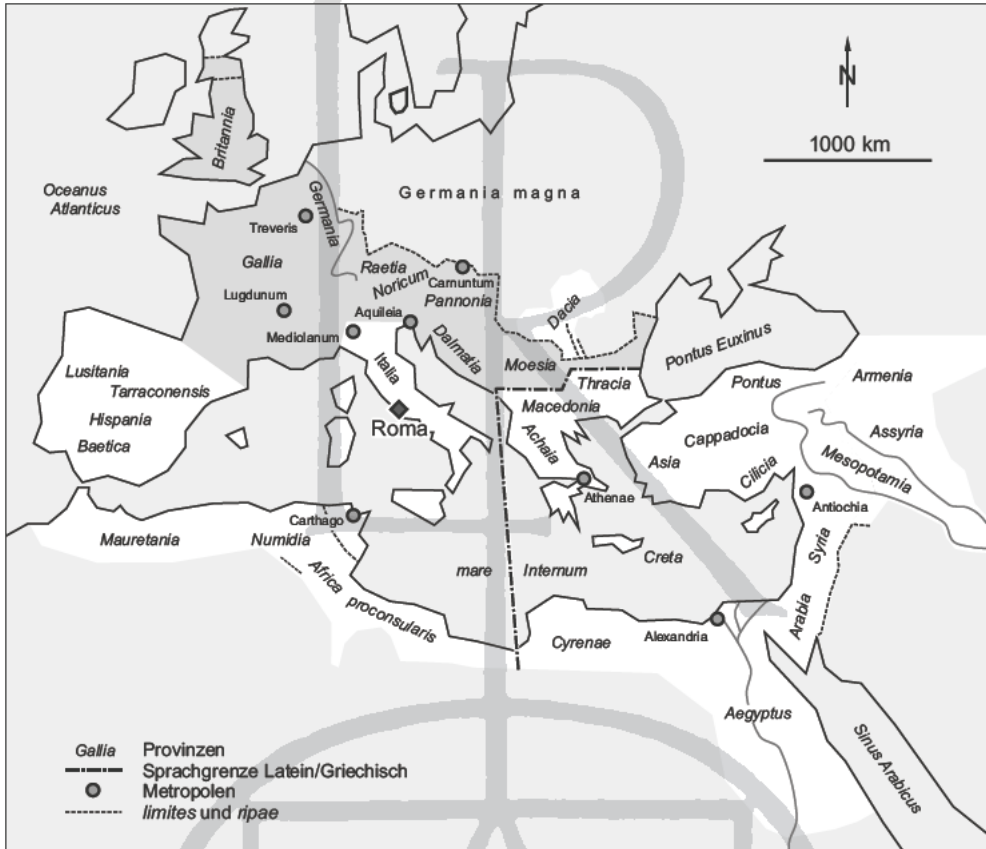


Abb. 2. Das römische Weltreich zu Zeiten seiner größten Ausdehnung im 2. Jh. mit den wichtigsten Provinzen, Metropolen und Grenzbefestigungen (limes und ripae). Die „Nordprovinzen“ sind dunkel gerastert.

gen der griechischen Welt angehören. Ihre Geschichte reicht mit über 80 oströmischen Kaisern und dem letzten, Konstantinos XI. Dragases Palaiologos (1448–1453), bis ins hohe Mittelalter und zuletzt bis zur Eroberung Konstantinopels durch den osmanischen Sultan Mehmet II. (1432–1481) im Jahr 1453.

Die Provinzialrömische Archäologie hat darüber hinaus stets auch all jene Gebiete, Völker und Staaten mit in ihre Betrachtung einbezogen, die als „barbarische Randkulturen“ an den Grenzen des Imperiums auf die Außenpolitik, aber auch die auf innere Entwicklungen des Reichs einwirkten. Dabei konzentriert sich unser Blick meist auf die Räume östlich und nördlich von Rhein und Donau und die germanischen Stämme (*Germania Magna*, *Markomannia*). Die Forschungsthemen sind weit gesteckt: Die Klientelstaaten und Königreiche jenseits von Euphrat und Tigris (Armenier, Parther, Sas[s]janiden, Perser) oder die Stammesgebiete der Mauren und Berber Nordafrikas haben die römische Militärverwaltung auf lange Zeit beschäftigt und selbst das Denken am Kai-

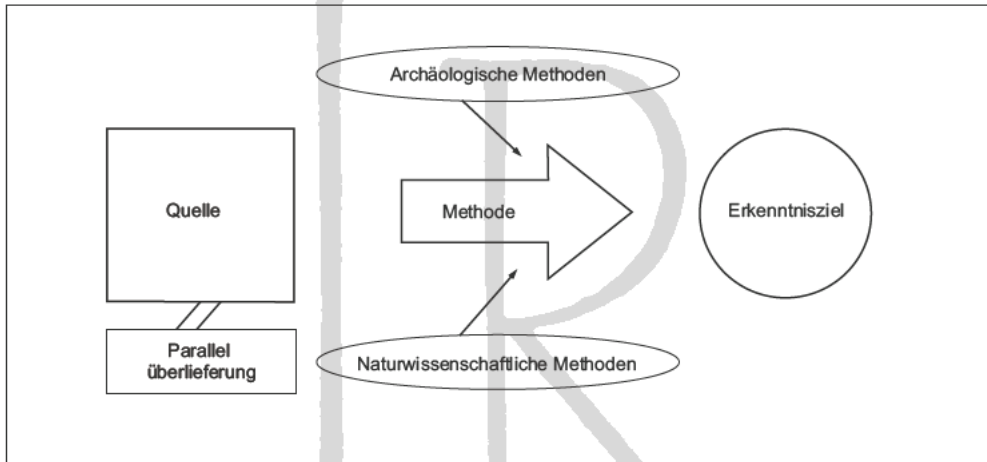


Abb. 3. Der Dreischritt empirischer Wissenschaften bestimmt auch das wissenschaftstheoretische Konzept der Provinzialrömischen Archäologie von der Quelle über die Methode zum Erkenntnisziel.

serhof und die römischen Vorstellungen von zeitgemäßer Herrschaft beeinflusst. Nicht nur deshalb empfehlen sich Grundkenntnisse dieser Räume und Zeiten. Der „internationale“ Warenverkehr brachte Öl und Wein aus allen Teilen des Mittelmeergebiets, Weihrauch und Elfenbein aus dem Orient, Tischgeschirr aus Nordafrika, nicht nur nach Rom, sondern auch an die Donau, den Rhein und nach Britannien. Der Außenhandel florierte. Luxusgüter wurden schon in den ersten Jahren der Kaiserzeit aus dem Fernen Osten importiert: Elfenbein, Gewürze, Baumwolle und Edelsteine aus Indien oder Seide aus China, um nur einige der wertvollen Prestigeartikel zu nennen. Mehr noch: Es waren Gedanken und Ideen aus dem fernen Morgenland, die die Geistesgeschichte des Okzidents über mehr als ein Jahrtausend beeinflusst haben.

In diesem Band geht es jedoch nicht um archäologische Ausgrabungen und Funde oder die zivilisatorischen Errungenschaften der römischen Provinzen. Hier sollen methodische Fragen und theoretische Betrachtungen und Überlegungen im Vordergrund stehen. Ohne Kenntnis der Methoden können die Forschungsergebnisse nicht überprüft und in ihrer Aussagekraft beurteilt werden. Der Weg führt stets in einem Dreischritt von der Fragestellung über die verfügbaren Methoden hin zur Erkenntnis (Abb. 3). Was für die Sprache Grammatik, Satz und Stil sind, ist für die Archäologie die Quelle, die Methode und das Ziel. Zudem ist Wissen stets vom Standpunkt des Betrachters abhängig, infolgedessen einäugig, zeitgebunden und keineswegs objektiv, auch wenn noch so strenge Maßstäbe angelegt werden. Die Methodenlehre macht uns mit dem wissenschaftstheoretischen Überbau oder besser, dem Fundament vertraut, auf dem das Fach als Wissenschaft gründet. Wie werden archäologische Beobachtungen sinnvoll zu archäologischem Wissen verknüpft? Mit welchen Problemen ist die „Wahrheitsfindung“ verbunden, wo liegen die Grenzen unserer Erkenntnis? Wie steht es mit der Zuverlässigkeit unserer Aussagen? Wir reden unbedacht von „richtig“ und „falsch“

oder von „Indizien“ und „Beweisen“, ohne uns darüber im Klaren zu sein, was diese Begriffe eigentlich bedeuten und wie sie im Gesamtzusammenhang der Wissenschaftstheorie zu bewerten sind. Wie bewusst und kritisch gehen wir mit unseren eigenen Methoden aber auch denen der Nachbar- und Hilfswissenschaften um und reflektieren die Ergebnisse?

Bisher kam man ohne theoretische Konzepte und Reflexionen aus: intuitiv, weniger diskursiv, allenfalls als „Methodiker wider Willen“ (*methodologiciens malgré lui*: Gerard Radnitzky, Wertfreiheitsthese: Wissenschaft, Ethik und Politik. In: G. Radnitzky/G. Anderson (Hrsg.), Voraussetzungen und Grenzen der Wissenschaft [Tübingen 1981] 66), meist nach der unbekümmerten Vorstellung *anything goes* (P. Feyerabend, Wider den Methodenzwang [Frankfurt a. M. 1983] 21). Mancher scheut die unverständlichen, langatmigen und blutleeren Theoriediskussionen; doch die Furcht ist unbegründet. Außerdem stellt sich die Frage: Warum soll man nach den spektakulären Grabungserfolgen an die wissenschaftlichen Grundlagen des Fachs gehen? Ist Theorie wirklich notwendig? Jeder arbeitet in seinem eigenen Erfahrungs- und Bezugssystem. Gerade in Anbetracht neuer Methoden und naturwissenschaftlicher Verfahren ist es notwendig, ein Bewusstsein für Regeln und Methoden zu entwickeln. Die Reflexion ist sinnvoll, denn ohne sie gibt es keine Klarheit darüber, ob unsere Schlussfolgerungen richtig und kohärent sind, zumal das Potential moderner naturwissenschaftlicher Methoden den Horizont in den letzten Jahrzehnten erheblich erweitert hat und ihre Möglichkeiten heute noch gar nicht ausgeschöpft sind. Ohne Transparenz der Methodik und ohne Reflexion ihrer Aussagekraft bleibt die Wissenschaft zwangsläufig stehen und kann sich kaum weiterentwickeln, wenn sie ihre Kreise nur in den ausgetretenen Bahnen weiter zieht. Das Theorieangebot der prähistorischen Forschung und die grundlegenden Arbeiten von M. K. H. Eggert und der Tübinger Schule weisen den Weg in die moderne, wissenschaftlich fundierte Facharchäologie, an der sich auch die Provinzialrömische Archäologie gewinnbringend orientieren kann (Eggert 2006; ders. 2012; ders./Samida 2013).

Nachdem der Rahmen abgesteckt ist, stellt sich auch die Frage: Ist die Provinzialrömische Archäologie, was ihre Quellen, Methoden und Ziele betrifft, eine historische Disziplin oder sollte sie besser den Kulturwissenschaften zugerechnet werden, in die sie fakultativ und universitätspraktisch hin und wieder eingereiht wird? Wo steht sie heute im Netz ihrer Nachbarfächer? Was macht ihre Wissenschaftlichkeit im Verhältnis zur Geschichtsforschung aus, zu der es vorzügliche Einführungen wie Hans-Jürgen Goertz' „Umgang mit Geschichte“ (1995) gibt, um nur eines der wichtigen Werke zum historischen Theoriediskurs der letzten Jahrzehnte zu nennen? Wir betreiben diese Forschungen zur PRA meist „gefühlsmäßig“, ohne uns bewusst mit ihren theoretischen Grundlagen auseinanderzusetzen.

Was können, was wollen wir von der Provinzialrömischen Archäologie wissen? Das archäologische Fachinteresse bezieht sich seit Jahren auf die Zwillingsformel „Archäologie und Geschichte“, was die Nähe zur Historie andeutet: Archäologie ist Geschichtsforschung mit anderen Mitteln; sie ist eine historische Disziplin auf Basis einer erstaunlichen Vielfalt und Vielzahl archäologischer Quellen, Perspektiven und methodischen Ansätze; dafür hat Nuber 2002 den Begriff der „komplexen Methodik“ geprägt.

Dieser Band führt in die Begriffswelt der Wissenschaft ein; er behandelt methodische Grundlagen, abstrakte Probleme und Reflexionen, die dem Selbstverständnis der For-

schung dienen und dem Archäologen helfen, sich seiner Arbeit selbst zu vergewissern. Dabei geht es nicht um Theorien für Theoretiker, sondern um Theorie für die Praxis, allgemein gesprochen also darum zu „wissen, was man tut, wenn man Wissenschaft treibt“ (Pierre Bourdieu, *Soziologische Fragen* [Frankfurt/M. 1993] 79). Die Geschichtstheorie „schärft unser Gespür dafür, was wir eigentlich tun, wenn wir wissenschaftlich mit Geschichte umgehen. Und sie klärt uns darüber auf, ob die Erkenntnis- und Darstellungsmittel, die wir einsetzen, um Geschichte zu erforschen und zu schreiben, angemessen sind oder nicht doch verändert und verbessert werden müssen“ (Goertz 1995, 24).

Wir benutzen in der Fachkommunikation das Vokabular des Alltags, Formeln und floskelhafte Beschreibungen, die häufig verschwommen, vage und porös sind, mehrdeutig und selten genau umrissen, geschweige denn als Fachtermini präzise definiert (Pfister 2015, 207–209). Im wissenschaftlichen Diskurs erzeugt Ambiguität Unbehagen, weil Sachverhalte nicht offen und ausführlich erklärt (explizit, wie der Wissenschaftstheoretiker sagt), sondern stillschweigend vorausgesetzt werden. Die Folge sind unscharfe Bilder, Missverständnisse und Irrtümer. Dabei sind Begriffe die elementaren Bausteine der Sprache, die unsere Welt abbilden, begreifbar und verständlich machen; sie sind die Elemente, aus denen Wissenschaft konstruiert wird. Hier geht es aber nicht um ein Wörterbuch archäologischer Fachbegriffe; das Sachwissen ist in den genannten Enzyklopädien und Bibliographien erfasst.

Das Sachwörterbuch wurde als Kompendium und Nachschlagewerk für Studenten konzipiert (der Gattungsbegriff des generischen Maskulinums meint selbstverständlich stets alle, Studentinnen und Studenten, Lehrer und Lehrerinnen, in der papiernen Verwaltungssprache: „Lehrende“ wie „Studierende“).

Der Texttyp des Handwörterbuchs ermöglicht nach Art eines Hypertexts das Hin- und Herspringen mit Hilfe der Kreuz- und Querverweise. Das Suchen entlang der Verweispeile (→) lässt die Gedanken kreisen und schweift in andere Wissensbereiche ab. Das Blättern führt auf Nebenwege, gerät in Sackgassen und findet am Ende doch zu seinem eigentlichen Ziel zurück – inzwischen aber hat die Neugierde disziplinäre Grenzen überschritten und den Horizont nahezu unbemerkt erweitert. Wie ein →Hermeneutischer Zirkel erleichtert diese Form des Lesens das „gute Verstehen“ und lenkt den Blick auf die begrifflichen Verflechtungen und besonderen Strukturen der Wissenschaft. Gleichwohl kann das Handbuch auch als Einführung in die Provinzialrömische Archäologie im Zusammenhang gelesen werden. Dazu sind die einzelnen Artikel zu Themengruppen geordnet und in eine Lesereihenfolge gebracht; ein Weg wird auf S. 35 f. vorgeschlagen.

Keine Wissenschaft kommt ohne *termini technici* aus; wenn sie eingedeutscht werden, verlieren sie an Prägnanz. Mit der gymnasialen Oberstufenreform in den frühen 1970er Jahren wurden die altsprachlichen Züge und mit ihnen zuerst das *Graecum* und später das Große *Latinum* aufgegeben. Mit der humanistischen Bildungstradition ging vielfach auch die Sprach- und Schreibkompetenz und das Verständnis für Begriffspräzision zurück. Es liegt in der Natur der Sache, dass besonders Philosophie und Wissenschaftstheorie mit abstrakten Fachausdrücken operieren, die meistens der griech. und lat. Sprache entlehnt sind; auch wenn einige in unserem Alltagswortschatz aufgegangen sind, haben sie doch oft eine abweichende, erweiterte oder eingengegte Bedeutung. Kenntnisse der alten Sprachen kann man heute selbst bei Studenten der Altertums-

wissenschaften kaum mehr voraussetzen. Deshalb sind die wichtigsten Fremd- und Lehnwörter auf S. 13–21 zusammengestellt und erläutert, und im Fall der griechischen transliteriert (buchstabengetreu übertragen) und die Betonung durch Akzente gekennzeichnet. Ein zweiter Index (S. 23–26) enthält das Glossar der in der Philosophie gängigen lateinischen Fachtermini. Schließlich können alle Begriffe auch im Register S. 333 nachgeschlagen werden.

Die Literaturflut der vergangenen Jahrzehnte macht ratlos und nachdenklich; „es wird unendlich mehr geschrieben als gelesen“ (W. Schneider, *Deutsch für junge Profis* [Reinbek b. Hamburg 2012] 9). Für nahezu jedes Teilgebiet der Provinzialrömischen Archäologie gibt es eine unüberschaubare Fülle an Fach- und Sachbüchern auf dem heimischen und auf dem internationalen Büchermarkt. Doch ist alles, was gedruckt wird, Wissenschaft? Das ist zweifelhaft und es gehört einige Erfahrung dazu, die Spreu vom Weizen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen. Infolgedessen ist es kaum mehr möglich, eine ausgewogene Auswahl weiterführender Literatur zu treffen und einen Ausweg aus dem Labyrinth zu finden. Digitale Bibliotheksportale erschließen die Masse zwar rasch, sie unterscheiden jedoch nicht zwischen seriöser Fachliteratur und anderen Texten und Druckwerken. Anstelle einer umfangreichen Bibliographie fasst die →Literatur aktuelle Sach- und Fachbücher zur Provinzialrömischen Archäologie des deutschsprachigen Raums zusammen, deren Literaturverzeichnisse auf der Suche nach Spezialthemen weiterhelfen; anhand ihrer Zitationen und einer Literaturrecherche im Internet lässt sich jedes Sachgebiet rasch überblicken.

Es liegt im Wesen der Arbeit an einem Handbuch, dass man die Grenzen des eigenen Fachs oft überschreitet und die Lesefrüchte in den Nachbargärten aufheben muss. Eklektisches Suchen ist unvermeidlich; dabei wird manches vereinfacht und bleibt an der Oberfläche. Falls sich Missverständnisse und Fehler eingeschlichen haben, bleibt aber die Hoffnung auf wohlmeinende Kritik und der Trost, dass Irrtümer wie in jeder Wissenschaft korrigiert werden.

